

Ringvorlesung zur Poetik

Der Vortrag von Thomas Faupel

Stadtbibliothek Göppingen

28. September 2020

Transkription in Auszügen

Inhalt

	Seite
1. Das unterstützende Ensemble	55
2. Das Medley der ersten Singles	55
3. Vom Erklären und vom Nichterklären	55
4. Von der Anpassung	60
5. Die Rollenfindung	63
6. Vom Erinnern und vom Wünschen	63
7. Von der Inszenierung eines Buches	66
8. Leseproben aus dem ersten Buch	67
9. Leseproben aus dem zweiten Buch	73
10. Eine Anleitung zum Schreiben eigener Gedichte	77
Bibliographische Angaben	78
Anmerkungen	79
Vita	146
Referenzen	147

Thomas Faupel

Ein Mann im Bus

***Über die Bearbeitung von Texten im Amateurtheater
und über das Schreiben von autobiografischen Geschichten***

1.

Das unterstützende Ensemble

Christiane Schmid, Gina-Maria Bierkoch, Sarah Syed und
Andrea Maier

2.

Das Medley der ersten Singles

Slabo Day (Peter Green), Many Too Many (Genesis), Sailing
(Rod Stewart), Calling Occupants Of Interplanetary Craft
(Klaatu), Running Up That Hill (Kate Bush), One Man Band
(Leo Sayer), Never Turn Your Back On Mother Earth (Sparks),
Death Of A Clown (Dave Davies), You Ain't Seen Nothin' Yet
(Bachmann-Turner-Overdrive), The Hustle (Van McCoy & The
Soul City Symphony), Dreiklangs-Dimensionen (Rheingold)

3.

Vom Erklären und vom Nichterklären

Am Anfang Musik. Das war aber auch schon alles, was an
Musik kommt. Mehr gibt es nicht. Getanzt werden darf nicht.
Wer wollte, hat mit den Fußspitzen und Fingern gewippt und
geschnipst. Nächstes Jahr wieder, wenn wir alle geimpft sind.
Das war eine kleine Auswahl der Singles, die ich als Teenager
gekauft habe. Damals konnte ich mir keine Langspielplatten
leisten und musste Singles kaufen. Und die habe ich Ihnen
vorgespielt, weil es heute Abend ja auch um Erinnerungen
geht.

Ich lese erst mal einen Satz vor, auch, damit ich merke, ob Sie mit meiner Lautstärke zufrieden sind. Der Satz lautet:

„Dies ist der Ausdruck, welcher sich mit Leichtigkeit einem Jeden darbietet, der wie wir, dem persönlichen Dasein, welches wesentlich ein Wollen ist, eine ewige Notwendigkeit zugrunde legt, ohne aber dem Inhalt dieses Wollens dieselbe Notwendigkeit beizumessen.“¹ „Klar! Logisch!“²

Meine Sprechlautstärke ist in Ordnung, oder? Gut.

Diesen Satz habe ich bisher bei zwei Inszenierungen verwendet und er hat zwei Ebenen. Zum einen hören Sie diesen Satz und Sie verstehen ihn nicht. Weil er einfach so schnell dahinfliegt und ein wenig verschachtelt ist und weil er deshalb nicht ganz einfach zu verstehen ist. Dieser Satz stammt aus einer Enzyklopädie. Im 19. Jahrhundert gab es eine Reihe von sehr klugen Leuten. Die haben ungefähr 1810 angefangen, diese Enzyklopädie zu schreiben. Sie haben 50 Jahre daran gearbeitet und dann beim Buchstaben ‚M‘ aufgehört. Nicht, weil sie auch die restlichen Buchstaben nicht noch hätten machen können, sondern, weil so viel Wissen dazu kam, dass sie ständig bei ‚A‘, ‚B‘, ‚C‘, ‚D‘ wieder irgendetwas dazu schreiben mussten. Deshalb haben sie das Projekt eingestellt. Zu dieser Zeit war es schon nicht mehr möglich, universelles Wissen aufzubereiten. Das ist der historische Hintergrund zu diesem Satz. Zum anderen bedeutet er für mich im Theater noch etwas anderes: Was jetzt kommt, ist nicht leicht zu verstehen. Einiges rauscht vielleicht an Ihnen vorbei. Der Eine nimmt dieses auf. Die Andere etwas anderes. Aber jeder nimmt etwas mit. Und wenn dann das Ensemble noch sagt: Klar! Logisch! Dann ist das auch lustig. Weil, es ist eben nicht klar und es ist eben nicht logisch, wenn man den Satz zum ersten Mal hört.

*Je weniger Zeit Sie sich nehmen,
um darüber nachzudenken,
desto mehr Sinn ergibt das Ganze.*

Hannah Hofmann³

Normalerweise erkläre ich im Theater nichts. Wenn ich ein Theaterstück erkläre, brauche ich es ja nicht mehr zu spielen. Theater will erreichen, dass sich die Zuschauerinnen und Zuschauer eigene Gedanken machen. Wenn ich etwas erklären will, dann halte ich einen Vortrag, so wie heute Abend. Ich habe für die Theaterarbeit einige Grundlagen, die schaue ich mir immer mal wieder an, damit ich weiß, was ich da eigentlich tue: Theater wirkt

„Theater wirkt im Sinne einer Bildung zur Differenz, die es dem Individuum ermöglicht, von der Verbindlichkeit der medialen Wirklichkeitsentwürfe Abstand zu nehmen. Indem es die Rezipienten und Rezipientinnen miterleben lässt, wie eine fiktive Wirklichkeit entsteht, macht es die Fiktion explizit. Damit stellt es die Spielregeln der Mediengesellschaft auf den Kopf. Es ist gerade dieses Wissen um die Scheinhaftigkeit der Situation, dass zum Spiel mit der Zuweisung von Bedeutungen animiert und mit einem Möglichkeitssinn begabt. Indem die Verbindlichkeit gewohnter Wirklichkeitsentwürfe auf diese Weise brüchig wird, und das Subjekt erkennt, dass es selbst, im Alltag wie auf der Bühne, über die Bedeutung einer Situation oder Handlung entscheidet, wird seine Wahrnehmung durchlässig für ein autonomes, im besten Sinne selbstbewusstes, Spüren, Denken und Handeln.“⁴

“Und du wolltest auch noch erklären, warum es das Publikum nicht gibt.“⁵

Stimmt ... das wollte ich.

Sie sitzen jetzt alle hier und hören mir zu. Ich kann zu Ihnen als Ganzes ‚Publikum‘ sagen, aber das stimmt nur bedingt. Jeder einzelne nimmt etwas anderes mit nach Hause, vor allem auch deshalb, weil er oder sie mit ihrer eigenen Geschichte hierherkommt. Das Publikum gibt es also nur als ‚Anwesenheitssumme‘, wenn ich z.B. nach der Anzahl frage: 20, 30, 40 Personen vielleicht. Das Publikum als ‚Erkenntnisssumme‘ gibt es nicht.

Mit der Behauptung, dass die Menschen im Publikum ihre je eigene Geschichte mitbringen und das Erlebte vor der eigenen Geschichte interpretieren, sind wir schon fast beim Thema ‚Biografie‘.

Vorher aber noch kurz etwas zum Konzept ‚Theater‘. Es gibt ja das Profitheater und das Amateurtheater und man denkt wohl, es wäre das Gleiche, aber auch das stimmt nicht. Von der Qualität mal vollkommen abgesehen. Jemand der eine Schauspielausbildung hat, kann natürlich ganz anders agieren, als jemand, der lediglich Interesse am Theater spielen hat. Sie können zuhause ihr Bad selber fliesen, aber es kann sein, dass nach drei Wochen die Fliesen wieder herunterfallen, denn der Fliesenleger lernt das über Jahre und hat dann einen Gesellenbrief. Von der Qualität her macht das also in jedem Fall schon mal einen Unterschied. Aber auch die Zielrichtung ist eine etwas andere. Das Profitheater inszeniert vor allem fürs Publikum. Amateurtheater, besonders meine Art von Amateurtheater, inszeniert vor allem fürs Ensemble. Nach jeweils einem Jahr haben wir uns etwas angeeignet und dieser Aneignungsprozess hat uns Spaß gemacht. Und ein Jahr brauchen wir für ein abendfüllendes Stück, wenn wir uns einmal in der Woche zur Probe treffen. Dann spielen wir das Stück einmal, oder zweimal, oder dreimal und bekommen Applaus und das ist schön und der Rest ist Erinnerung.

Außer mit meinen frei zusammengestellten Ensembles habe ich auch an Schulen Theater gemacht und fand es in diesem Kontext immer interessant und lohnend ein professionelles

Stück vorzuschlagen, mit dem die Schülerinnen und Schüler inhaltlich erst mal gar nichts zu tun hatten, es sich dann aneignen konnten und darin wiederfinden, was sie persönlich betrifft.

Dazu ein weiterer Grundlagentext: Dramatische Theaterliteratur

„Die Motive und Spannungsbögen dramatisch gestalteter Literatur, ihre Verdichtung und Bildhaftigkeit, führen Grundmotive menschlicher Lebensproblematiken vor und lassen diese emotional und verstandesmäßig erfahrbar werden. Die Auseinandersetzung mit dramatischer Theaterliteratur führt in die Gedankenwelt eines Schriftstellers ein und birgt damit die Möglichkeit, seine eigenen Gedanken und Vorstellungen daran zu messen, sie zu reflektieren und zu erweitern. Es öffnen sich im konkreten Sinn mögliche Sprach- und Handlungsalternativen für alltägliche Lebensbezüge. Mit der eigenen Fantasie wächst das Verständnis von und das Einverständnis mit der Welt.“⁶

Jetzt zeigen wir ihnen eine kleine Szene aus meiner ersten Inszenierung.

Thomas und Gina stehen nebeneinander. Beide sprechen zum Publikum. Thomas klopft und formt mit waagrechten Unterarmen und Händen eine Fläche, dann mit senkrechten Unterarmen und Händen eine Spitze. Gina schaut auf ihr Smartphon.

„Thomas: Den Menschen kann man nicht trauen ...
nicht trauen ... nicht trauen ...

Gina: Was ist das, was du da machst?

Thomas: Was es war, oder was es wird?

Gina: Was es wird natürlich,
jetzt ist es doch ein Vogelhäuschen.

Thomas: Nein ... es war eine Kuckucksuhr ...
und es wird ein ... ein Himmelbett.

Gina: Warum denn ein Himmelbett?
Thomas: Ein Bett, das dem Himmel gleich ist,
sagen die Menschen.
Obwohl es den Himmel gar nicht gibt.
Gina: Warum sagen die Menschen es dann?
Thomas: Weil man ihnen nicht trauen kann!“⁷

Für diese Szene gibt es von mir jetzt natürlich keine Erklärung.

4.

Von der Anpassung

Nach meiner ersten Inszenierung ‚Königin C‘ von Laura Ruohonen, die wir 2005 in der Eislinger Stadthalle aufführten, wollte ich die zweite Inszenierung gerne im Uditorium in Uhingen machen. Das Uditorium war damals neu und hat mir gut gefallen. Auch die B10 war weiter ausgebaut und ich kam schnell und einfach von Salach nach Uhingen. Ich habe überlegt, was ich in diesem großen Raum machen könnte? Ich wählte das Stück ‚Glückliche Tage‘ von Samuel Beckett. Nicht, weil ich damit gerechnet hätte, den Saal des Uditoriums mit Publikum voll zu bekommen (da passen mehrere hundert Menschen hinein), sondern weil ich gerade damit gerechnet habe, dass das Uditorium lange nicht voll wird, damit sich die Menschen im Zuschauerraum genauso verlassen fühlen, wie die Figur auf der Bühne. ‚Glückliche Tage‘ ist ein Stück für zwei Personen. Eine Frau, die quasselt, eineinhalb Stunden lang, und ein Mann, der fast nichts sagt. Das kann man eigentlich mit Amateuren gar nicht spielen. Deshalb Anpassung. Ich habe dieses Stück zweimal gekürzt. Ich hatte vier Spielerinnen und Spieler, zwei ältere und zwei jüngere. Bei der ersten Kürzung habe ich das hervorgehoben, wo es um Erinnerung geht. Bei der zweiten Kürzung habe ich das hervorgehoben, wo es um Gegenwart geht. Wir haben dann an einem Abend das (fast) gleiche Stück zweimal gespielt, zuerst mit dem jüngeren Ensemble und dann mit dem älteren Ensemble in jeweils unterschiedlich gekürzten Fassungen. Das hat funktioniert.

Die Spielerinnen hatten natürlich weniger Text zu lernen. Auch das muss man im Amateurtheater bedenken.

Dann hatte ich einen Auftrag für die Uhland-Realschule in Göppingen. Ich sagte, ich würde gerne das Stück ‚Draußen vor der Tür‘ von Wolfgang Borchert inszenieren. Ein Stück, direkt nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben. Es handelt von einem Kriegsheimkehrer. Er kommt nach Hause und alles ist kaputt. Das Lehrerkollegium fand das Stück zu schwer und zu düster. Meine Idee aber war, dass die Schülerinnen und Schüler herausfinden, was daran für sie wichtig sein könnte. Es geht in diesem Stück nämlich eigentlich um Gerechtigkeit. Jemand kommt aus dem Krieg zurück, seine Frau hat einen Anderen, das Haus ist zerstört, die Eltern sind tot und er kann ja nichts dafür. Das ist ungerecht. Dieses Motiv haben die Schülerinnen und Schüler, 12 bis 14 Jahre alt, sofort verstanden. Aber auch die können nicht allzu viel Text lernen. Ich habe das Stück also in fünf Szenen unterteilt und in jeder Szene hat jemand anderes die Hauptrolle des ‚Beckmann‘ gespielt. Ich hatte dann fünf ‚Beckmanns‘. Aber das macht ja nichts und es hat funktioniert.

Im nächsten Jahr, nun an der Uhland-Grundschule, habe ich ‚Der Räuber Hotzenplotz‘ von Otfried Preußler inszeniert. Und zwar so, dass alle Requisiten in einen großen Koffer gepasst haben. Damit sind wir losgezogen und haben eine Tournee durch andere Grundschulen und Kindergärten gemacht. Hat funktioniert.

Dann war ich an der Silcherschule in Eislingen. Hier wollten die Schüler gerne ‚Romeo und Julia‘ spielen. Sicher vor allem aus dem Grund, weil es das erste war, was ihnen einfiel. Nicht weil sie das Stück gekannt hätten, sondern einfach, weil es ein Inbegriff von Theater ist. Gut, sagte ich, wir spielen ‚Romeo und Julia‘. Aber jetzt wollten alle Mädchen natürlich die Julia sein. Und in eine Theater-AG an einer Schule kommen eben überwiegend Mädchen. Ich habe dann auch hier wieder den Text angepasst und die Rolle der Julia umgeschrieben, dass alle Mädchen Julia sein konnten. Es entstand die Formation eines Julia-Sprecherinnen-Chors. In

der ersten Szene gab es eine Julia. In der zweiten Szene schon zwei Julias. In der dritten vier Julias und in der fünften schon acht Julias. So wurden alle Mädchen und alle Wünsche untergebracht. Das Stück hieß dann auch nicht mehr ‚Romeo und Julia‘. Es hieß ‚Youlia‘. Auch das hat funktioniert.

Dann habe ich einmal Theater mit Behinderten gemacht, Inklusion war das Zauberwort. Das war eine Auftragsarbeit für die ‚Stiftung Haus Lindenhof‘ und die ‚Lebenshilfe‘. Ich dachte, ich könnte auch hier etwas richtig Schweres machen, gerade weil man das dieser Personengruppe vielleicht nicht zutraut. Ich wollte also aus der Schonhaltung heraus. Ich inszenierte ‚Der Kirschgarten‘ von Anton Tschechow. Das Stück ist schwer zu verstehen, Anton Tschechow ist schwer zu verstehen. Aber Anja, die das Dienstmädchen spielte und die sich in den Knecht verliebte, die hat dieses Gefühl natürlich verstanden. Also konnte sie ihre Rolle spielen. Und ich glaube, auch nicht alle im Publikum haben Tschechow verstanden. Für das Ensemble hat es trotzdem gut funktioniert.

Dann war ich für drei Jahre an der Grundschule in Ottenbach. Da habe ich mir am Anfang ein Konzept für diese drei Jahre zurechtgelegt. Ein Bilderbuchkonzept, weil da die Texte oft schon dialogisch geschrieben sind und man schöne optische Vorlagen für Kostüme und Bühnenbild hat. Es gab also eine Theater-AG für die Klassen 3 und 4. Ich inszenierte im ersten Jahr ‚Das Schiff Pyjamahose‘ von Janosch. Im zweiten Jahr ‚Hermann das Kind und die Dinge‘ von Harrie Geelen. Im dritten Jahr ‚Die Prinzessin vom Gemüsegarten‘ von Annemie und Margriet Heymans. Gegen Janosch konnte im ersten Jahr keiner etwas einwenden, Janosch ist ein Klassiker. Im zweiten Jahr kannten mich die Kinder, die Eltern und die Lehrer schon und wussten, dass das funktioniert. Da habe ich dann ein etwas schwereres Stück inszeniert. Die Kinder spielten nun Gegenstände und wir mussten herausfinden, welche Charaktere sich wohl hinter den Dingen verbergen. Im dritten Jahr dann das ganz schwere Stück über eine zerrissene Familie, in der die Mutter fehlt. Damit hätte ich im ersten Jahr wahrscheinlich nicht kommen können. Das wäre viel zu

traurig gewesen. Aber im dritten Jahr wussten schon alle, was auf sie zukommt, und sie wussten, dass es funktioniert.

5.

Die Rollenfindung

Schrittweise arbeite ich mich mit dem Ensemble an die Rollen heran. Ich habe den Text und ich weiß natürlich, wie die Figur heißt. Dann suche ich im Text, was den Charakter der Figur bestimmen könnte. Aus dem Charakter kann ich im nächsten Schritt ableiten, wie sich die Spielerin oder der Spieler auf der Bühne geben muss, um die Rolle ausfüllen zu können.

6.

Vom Erinnern und vom Wünschen

Wollte ich nicht noch irgendetwas Naturwissenschaftliches erklären, Christiane?

„Du wolltest noch etwas zur Hirnforschung sagen.“⁸

Richtig ... Erinnerungen und Wünsche werden im gleichen Hirnareal gespeichert, sehen also sehr ähnlich aus, fühlen sich sehr ähnlich an. Wenn ich mich versuche zu erinnern, kann es sein, ich treffe auf Wünsche und denke dann, es wäre wirklich einmal so gewesen.

Unser Gehirn ist nämlich gar nicht für die authentische Aufzeichnung gemacht. Es ist mehr ein Planungswerkzeug. Ich habe Erfahrungen, und wenn ich vor einer Aufgabe stehe, für die ich Lösungen finden muss, dann gleiche ich immer die Erfahrungen mit den Herausforderungen ab und damit verändere ich die erinnerten Erfahrungen schon wieder, eben weil ich ein aktuelles Problem mit aktuellen Parametern lösen muss. Wenn ich mich also erinnere, dann erinnere ich mich immer an meine letzte Erinnerung dieses Zusammenhangs und nicht an die erste Erfahrung damit, die ich vielleicht vor dreißig Jahren gemacht habe. Nur wenn sich Erinnerungen immer wieder mit aktuellem Geschehen vermischen, wird Entwicklung möglich.

Ich habe das bemerkt, als ich 2007 anfang, eigene biografische Bücher zu schreiben. In dem Jahr zog meine Tochter aus und begann mit dem Studium. Damit war ihre Kindheit zu Ende und für mich schon die zweite, denn meine eigene war schon lange vorbei, und ich dachte, was fällt mir denn aus meiner eigenen Kindheit noch ein, was ich bewahren möchte, bevor ich es ganz und gar vergessen habe.

Ich fing also an aufzuschreiben und ich merkte, ich weiß manches nicht mehr so genau. Ich rief meine Schwester an und die sagte, nein, nein, so war das gar nicht, das war ganz anders. Und ich rief meine Mutter an und die sagte, nein, nein, da irrt ihr euch beide, so kann das nicht gewesen sein. Und dann dachte ich, wenn ich sowieso nicht mehr ganz genau herausfinden kann, wie es damals wirklich war, dann kann ich auch erfinden, was mir gefällt. Ab da hat mir das Aufschreiben so richtig Spaß gemacht. Und weil ich auch bemerkte, dass ich heute nicht mehr der Gleiche bin, der ich mit 30 Jahren war, oder mit 20 Jahren, oder gar mit 10 Jahren, habe ich mir selbst in den verschiedenen Lebensaltern unterschiedliche Namen gegeben. Das befreite mich vom ständigen Abgleich meines Jetztzustands mit früheren Zuständen.

Damit entstand aber zwangsläufig auch eine Gliederung in Epochen und ich kam auf den Gedanken, diese Epochen mit den Epochen der Weltgeschichte abzugleichen. Wir wissen ja, dass ein Embryo in der pränatalen Entwicklung ansatzweise Phasen der Evolution durchläuft. Irgendwann hat er kleine Schwimmhäutchen, aber die verschwinden dann wieder. Und nach neun Monaten kommt das Kind auf die Welt.

Warum sollte diese Entwicklung denn mit der Geburt aufhören? Ich erweiterte das Konzept also auf den postnatalen Bereich.

„Paul, 6 bis 12 Jahre: Vor- und Frühgeschichte, Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Lager im Wald, Häuser in den Bäumen, Biber (Staudämme) am Bach, viel Sammeln, wenig Jagdglück, erste schriftliche Zeugnisse.

Das erschien mir passend. Ich bin auf dem Dorf groß geworden. Dort gab es keine Spielplätze. Unser Spielplatz waren Felder und der Wald.

Martin, 13 bis 22 Jahre: Mittelalter und Minne, gute Fahrräder, Initiation und Inquisition, Erlernen der Schmiedekunst und der Stickerei.

Auch das erschien mir passend, weil ich eine Lehre als Maschinenschlosser machte und damit eigentlich in der Eisenzeit angekommen war.“⁹

In dieses Konzept fügte ich schließlich mehr oder weniger authentische Episoden und Anekdoten aus meinen Erinnerungen ein, was mir dann im Resultat auch insgesamt passend erschien. Und um einen weiteren und sicheren Abstand zum Erzählten zu bekommen, erfand ich schließlich noch das Autoren-Pseudonym ‚Hubert Janek‘.

„Erfundene autobiografische Geschichten bieten die Möglichkeit, sich zu erinnern, ohne Wahrheit behaupten zu wollen. Wahr, im Sinne von ‚historisch geschehen‘ sind autobiografische Geschichten meistens sowieso nicht. Die Erinnerung ist zu unzuverlässig, die Versuchungen der moralischen Klitterung, der Drang zur Schlüssigkeit zu groß. Gültig sind sie dennoch, da sie aus dem assoziativen Material eines Autors bestehen. Das Genre Autobiografie, durch das Lebenszeit rückblickend geordnet und mit Sinn aufgeladen wird, kann nur als Sammlung von Fragmenten unter dem Brückenbogen eines relativierenden Titels geschehen.“⁹

7.

Von der Inszenierung eines Buches

Als ich schon eine ganze Menge geschrieben hatte, schaute ich mir Bücher ganz bewusst an und fragte mich: Wie sehen die denn aus? Wie sind die denn ‚inszeniert‘? Man schlägt sie auf. Dann kommt zuerst ein leeres Blatt. Auf der nächsten Seite steht nur der Verlag. Auf der nächsten dann der Titel und der Autor. Dann ein Vorwort. Bis man endlich zum Inhalt kommt, das dauert eine Weile. Aber so sieht ein Buch eben aus und meistens überblättert man ja diesen Teil der ‚Inszenierung‘ und wendet sich dem Inhalt zu. Als ich dann mit dem Schreiben soweit war, brauchte ich noch einen Klappentext. Ich dachte zuerst, den könnte ich ja auch einfach dazu erfinden. Aber dann dachte ich, ich könnte auch jemanden fragen, den ich kenne. Ich fragte Tina Stroheker.

„Wenn es gut geht, bleiben wir lebenslänglich mit unserer Erinnerung zusammen. Für manchen kann es zu einem bestimmten Zeitpunkt wichtig werden, sie aktiv zu befragen und ihre Antworten abzuwarten. Thomas Faupel’s Texte legen nahe, dass er sich dafür entschieden hat. Und es ist ihm sogar gelungen, mehrere ihrer zahlreichen Stimmen zu hören. Stimmen, die zeitweilig auch miteinander flüstern. Worüber? Über die Erinnerung.“¹⁰

Schließlich habe ich eine Online-Druckerei beauftragt, von meinem ersten Buch eine Auflage von 25 Exemplaren zu drucken. Eine Buch-Inszenierung mit eigenen Geschichten, nicht für den Verkauf, nicht für den Buchhandel, nicht um damit Geld zu verdienen, sondern für mich selbst und zum Verschenken.

*Der Mensch,
das sind seine Geschichten.*

Wim Wenders¹¹

8.

Leseproben aus dem ersten Buch

Ich lese Ihnen zuerst einmal die Einleitung vor.

„OUVERTÜRE. Der Thermostat an der Apotheke zeigt 3 Grad. Mir ist kalt. Vergangene Nacht träumte ich von einem Bus voller Menschen; Personal aus den Zeitaltern meines Lebens, verwürfelt. Der Bus fuhr los und mein Gepäck stand noch draußen. Ich hatte vergessen es einzuladen. So wird es wohl kommen. Ich sehe Menschen auf der Straße. Sie gehen füßlich und sie gehen ihren Gedanken nach. Sie telefonieren und sprechen laut, auch miteinander, wenn sie zu mehreren sind oder wenn sie verrückt sind. Ich balanciere auf Randsteinen, wenn diese in meine Richtungen führen. Dann klopfe ich an eine Tür, aber niemand ist da. Es gibt Öffnungs- und Geschäftszeiten. Es gibt wohl auch Ausfallzeiten. Nicht alle sind immer zu erreichen oder anzutreffen. Die Sonne kommt heraus. Der Thermostat an der Bank zeigt, die Temperatur sei nun auf 8 Grad gestiegen. Die Brücke über den Fluss und darunter das Frühlingswasser, grünschimmernd wie die Häuse der Erpel, die gegen die Strömung treten. Wasserrinnen mit gluckernden Abfällen. Die Stadt ist von Tauben und Krähen bevölkert. An der Tankstelle zwei Augen voll von zwei Mädchen am Ende der Nacht. Als Binnenschiffer kann ich mir keinen Urlaub leisten. So sind es bestimmte Tätigkeiten, die ich für mich als Urlaub festlege, obwohl auch sie natürlich getan werden müssen.“⁹

Nun liest ihnen Gina eine ganz kurze Geschichte vor.

„SEIFE. Paul überlegt lange. Etwas liegt am Wannenrand. Die Wanne mit den Füßen wie Bärenatzen. Kann man das essen? Es schmeckt nicht. Seife! Das Badezimmer hat Doppelfenster. Die inneren Flügel können im Sommer ausgehängt werden. Wasser, das oft beim Gießen aus übervollen Untersetzern fließt, sammelt sich auf dem Fensterbrett und kann nicht ablaufen. Die Farbe löst sich und das Holz modert.“⁹

Als Kleinkind war was ich hörte und sah ein Gefühl, alles war ein Gefühl. Bis ich zu sprechen begann, dann gab es ein Richtig und ein Falsch.

Und Gina liest Ihnen zwei weitere, etwas längere, Geschichten vor.

„WINDBÜCHSENSEGLER. Paul erfindet etwas. Zwischen dem Dorf und der Landesstraße, an der die Siedlung liegt, die Reihenhäuser, die sich die Vertriebenen nach dem Krieg gebaut haben, führt eine Straße quer zum Verlauf des Tales. Sie ist auf einem künstlichen Damm angelegt, da das Tal in fast jedem Frühjahr überflutet wird. Der Fluss bringt zur Schneeschmelze so viel Wasser, dass er um ein Vielfaches über die Ufer tritt. Der Bahndamm jedoch folgt dem Verlauf des Tales von Südwesten nach Nordosten. Die geborgte Inge, die schon immer hier lebt, sagte einmal: In Norddeutschland gibt es Wetter und in Süddeutschland gibt es Wetter, bei uns gibt es nur Wind. Das mag an der Ausrichtung des Tales liegen, die mit den vorherrschenden Windrichtungen übereinstimmt, eiskalt mit Schnee im Winter von Nordosten, böig mit Regen im Sommer von Südwesten. Der Junge hat sich einen Windbüchsensegler gebastelt. Eine Blechdose, in deren Mitte ein Holzstäbchen befestigt ist, so, dass es aus der Öffnung der Büchse herausragt und von kleinen Drähten zentrisch gehalten wird. Dieses Holzstäbchen trägt zwei Querstäbe, zwischen denen ein kleines Stoffsegel gespannt ist. In der Büchse sind Steinchen. Am oberen Querholz links und rechts sind zwei, mehrere Meter lange, Schnüre befestigt. Paul steht mit seiner blauen Kapuzenjacke auf einer Flutbrücke und lässt seinen Segler langsam vom Geländer herab. Der Wind, der unter der Brücke hindurchfegt, bläht das Segel und hebt das Gefährt an. Er hat genau so viele kleine Steine in die Büchse getan, dass der Büchsensegler möglichst hoch gehoben wird, aber trotzdem stabil in der strömenden Luft steht. Er freut sich an seinem Spiel. Seine Idee hält der Wirklichkeit stand.

Unter jeder anderen Brücke führt etwas hindurch: eine Eisenbahnstrecke, eine Straße, ein Fluss. Eine Flutbrücke jedoch ist nur für den Fall da, dass der Fluss über die Ufer tritt und das Tal überschwemmt. Damit sich das Wasser dann nicht hinter dem Damm der Straße staut, gibt es Flutbrücken.

Dort, wo es keine Flutbrücken gibt, gibt es Stauseen.“⁹

„TANK. Paul und die Binnenschifffahrt. Nachdem das Hochwasser in den letzten Tagen abgeflossen war, blieben kalte Schmelzwasserseen auf den Auenwiesen zurück, großflächig, aber nicht sehr tief. Wie immer hatten die über die Ufer getretenen Fluten Treibgut angespült. Auf einem der Seen schaukelte ein Öltank im Wind. Ausrangiert, hinter einem ufernahen Haus oder Grundstück, flussaufwärts, zum späteren Gebrauch oder zur langsamen Verrostung gelagert, war er mitgerissen worden. Ein Floß aus Stahl. Paul stapfte durch die nassen Wiesen. Seine Gummistiefel sanken bisweilen knöcheltief in den aufgeweichten Boden. Zuerst ein Stück am Fluss entlang. Noch immer schoss das Wasser braun und gurgelnd durch die Mäander und fraß an den Böschungen. Er spürte deutlich die Gefahr in Ufernähe. Die Gefahr einbrechenden Erdreichs und die Gefahr des eiskalten schmutzigen Wassers. Er schnitt den langen graden Trieb eines Haselnussstrauches mühsam mit seinem wenig geschärften Messer und stapfte dann zum See mit dem Öltank. In Sichtweite des Hauses war er sich einen Moment lang unsicher, ob seine Mutter am Küchenfenster stand. Vorsichtig tastete er Schritt für Schritt in den See hinein, bis das Wasser fast den Rand der Gummistiefel erreicht hatte und angelte mit dem Stock nach dem Tank. Als er ihn auf Armlänge herangeschafft hatte, zog er ihn hinter sich her in seichteres Wasser. Die Füllöffnung des Tanks ragte oben heraus und war so, schwimmend, fast ganz leer geblieben. Im Innern schwappte nur wenig von der schmutzigen Brühe an die Stahlrippen. Paul bestieg das stählerne Floß und stieß sich ab, um in die Mitte des Sees zu staken. Im aufgeweichten Boden des Wiesengrundes trieb er den Stock jedoch so heftig

ins Erdreich, dass das Gefährt sich schneller wegbewegte, als der Stock sich wieder aus dem Boden ziehen ließ. Der Tank schwankte, er hätte nicht allzu weit an den Rand des Gefährtes treten können ohne hinunter zu fallen, und so ließ er den Stock los, der nun alleine wackelnd und schräg aus dem Wasser ragte. Als das Floß zum Stehen kam, war es in unerreichbare Uferferne gedriftet. Fortsetzung folgt.

Was bisher geschah: Paul kletterte auf einen schwimmenden Tank im Hochwasser und verlor seinen Stock, mit dem er gehofft hatte zu navigieren. Nun hofft er auf einen Ausweg und auf seine Mutter.

Eine Weile versuchte Paul es mit Schaukelbewegungen. Doch seine Gewichtsverlagerungen erzeugten nur kleine Wellen, die im grasigen Ufer des Sees ausliefen. Er ging in die Hocke und schaute die Auenwiesen hinunter, hörte das Rauschen des Wassers vom nahen Fluss und es schien ihm, als fiel die Dämmerung heute früher. Längst wusste er, was zu tun war, wagte es aber noch nicht. Dann rutschte er vorsichtig an den Rand des Stahl tanks und ließ sich ins Wasser gleiten. Die eisige Flüssigkeit füllte seine Gummistiefel und wurde von den Wollsocken aufgesogen. Zu spät dachte er an den Inhalt seiner Hosentaschen, zog mit einer schnellen Bewegung Pullover und Jacke nach oben und stand nun bis zum Bauch im Wasser. Der Tank, der durch die abgleitende Bewegung einen Stoß bekommen hatte, driftete mühelos und schadenfroh bis zum gegenüberliegenden Ufer. Paul mühte sich schlotternd und mit weit ausholenden Bewegungen an Land. Heimwärts mit zusammengebissenen, klappernden Zähnen. Angekommen, wählte er den Kellereingang und war gefasst auf die Stimme seiner Mutter, die vom Treppenabsatz floss wie Zuckerrübensirup: Lass die nassen Sachen in der Waschküche und komm lieber mal gleich ins Bad."⁹

Liebe Gina, vielen Dank.

Gina hat, bei der Vorbereitung für den heutigen Abend, im Internet recherchiert und mir dann gesagt, sie habe nichts, aber auch gar nichts, über Windbüchsensegler gefunden. Was mich nicht verwundert hat.

Nach diesen ersten Leseproben sind wir so richtig im Thema ‚Erinnerung‘.

Uli Becker hat ein Buch geschrieben und komprimiert darin Kindheits- und Jugenderinnerungen in jeweils einen einzigen Satz.

Christiane liest Ihnen einige Sätze daraus vor.

„Ich erinnere mich(,) ...

... an Abziehbilder, die man auf die Wange klebte.

... an die sinnlose Rennerei mit einem Plastik-Bumerang.

... dass ich mir die Erbsenpistole am Ende des Schuljahres im Lehrerzimmer wieder abholen durfte.

... dass es Adventskalender plötzlich auch mit Schokolade drin gab.

... dass ich eine halbe Fichtennadel-Brausetablette in die Badewanne bekam und an die neue Taucherbrille im fichtennadel-grünen Badewasser.

... an orange-braun-spiralige Tapetenmuster, die bei fiebriger Grippe anfangen zu krabbeln.

... an Versuche mit der Fliehkraft und an die volle Milchkanne am ausgestreckten Arm.

... an die psychedelischen Farbbilder auf dem Rummelplatz und dass die Fliehkraft dazu auch noch gut war.

... an den Goldhamster und daran, dass das Haus nichts verliert.

... an Bananen, denen man die Wartezeit in der Sporttasche neben den Turnschuhen ansah.

... an ziemlich dicke 10-Farben-Kugelschreiber.

... an Läden, in denen es ausschließlich Poster zu kaufen gab.

... an mein Pappschild:

LETZTER TRAMPER VOR DER AUTOBAHN“¹²

Liebe Christiane, vielen Dank.

Ich erinnere mich daran, dass mir die Autos unter dem Hintern weggerostet sind. Für kleinere Rostflecken gab es zum Glück eine reichhaltige Auswahl an ‚Ich bin dagegen‘ Aufklebern.

Christiane, ich wollte doch noch etwas über mein erstes Auto sagen, oder?

„Ja, wolltest Du ... über dein erstes Auto ... und deine erste Freundin.“⁶

Richtig ... fangen wir mit dem Auto an. Ohne Auto keine Freundin. Auf dem Dorf haben die 18jährigen Jungs nur dann eine Freundin, wenn sie auch ein Auto haben, denn die 17jährigen Mädchen suchen eine Mitfahrgelegenheit. Petting für PS, das war wohl der Deal. Also los:

Peugeot 204; Bauart Limousine; Hellblau; 4 Türen; 4 Sitze; 4 Gänge; 4 Zylinder; Lenkradschaltung; Frontantrieb; 54 PS; Hubraum 1100 cm³; Leergewicht 840 kg.

Mir war die Typenbezeichnung ‚204‘ sofort klar.

Die folgende Geschichte handelt von diesem Auto und von meiner Freundin Britta. Ich lese sie Ihnen vor.

„TAUCHSIEDER. Nach dem Mittagessen noch eine Stunde Zeit. Der Tisch am Fenster mit Blick auf den Kasernenparkplatz mit der Schlehenhecke und dem optimistisch-hellblauen Peugeot 204, dahinter das Brachland und dann der Zaun mit der Stacheldrahtkrone, dahinter die Häuser von Hessisch-Lichtenau. Auf dem Tisch der Aluminiumbecher mit dem Tauchsieder. Das Wasser beginnt nach ein paar Sekunden zu brodeln. Die gefriergetrockneten Körnchen lösen sich unter langsamem Rühren auf. Schlierige gelbe Schaumränder treiben an den Becherrand. Viel zu heiß zum Trinken. Langsam vor den Mund, nur nicht die Lippen berühren und dann blasen. Die Hände werden angenehm warm. Rum-Traube-Nuss-Schokolade schmilzt im Mund.

Nüsse und Rosinen bleiben zurück, werden zerkaut und bohren sich in Zahnzwischenräume. Noch 15 Minuten, noch 10 Minuten, noch 5 Minuten, noch ein letzter Gedanke. Vorbei. Zurück zur Halle. Panzer Leopard, Ölwechsel, Zeitvorgabe: 45 Minuten und eine gefühllose Zungenspitze vom heißen Kaffee und der Geschmack nach Nüssen im Geruch nach Getriebeöl.

Ob der Peugeot 204 am Freitagnachmittag anspringt ist noch nicht sicher. Jedenfalls steht er schon mal an einer abschüssigen Stelle und Kameraden können anschieben, in ein Wochenende mit Britta.“⁹

*Wie man sich an Geschehnisse erinnert,
macht einen zu dem, der man ist.*

William Trevor¹³

9.

Leseproben aus dem zweiten Buch

Es gab eine Zeit, später dann, als ich schon verheiratet war, als ich schon hier im Filstal lebte, in der ich viel unterwegs war. Ich war Pendler. Ich musste werktäglich von Eislingen nach Bad Cannstatt, Nahverkehrszug, dann umsteigen in die S-Bahn, dann raus nach Waiblingen und abends die gleiche Strecke zurück. Ich habe viel Zeit mit Warten auf dem Bahnhof in Bad Cannstatt verbracht, aber ich war immer in guter Begleitung. Es waren nämlich täglich die gleichen Menschen, die mitgefahren sind. Alles Pendler. Aus dieser Zeit liest Ihnen Sarah nun fünf Geschichten vor, sie handeln allesamt von mir, der ich damals Jost hieß.

„BUSHALTESTELLE. Jost besteht auf einer eigenen Bushaltestelle, so hat die Stadtverwaltung ganz in der Nähe seiner Wohnung eine aufgestellt; ausgediente Lkw-Felge mit Stahlrohrmast, an dem ein Fahrplan und ein Blechwimpel angeschraubt sind. Jost ist der Einzige, der hier einsteigt. Der Busfahrer will seine Fahrkarte nicht sehen. Er kennt Jost und kennt auch dessen Fahrkarte. Wenn der Bus kommt, dann

zittert der Hügel, auf dem Jost wohnt. Die anderen schlafen noch. Sie spüren nichts davon und wissen nichts von der Kälte und dem warmen Atem in seinem hochgeschlagenen Mantelkragen. Jost fährt drei Stationen und läuft dann bis zum Bahnhof. Der Bus überholt ihn, beschleunigt im Vorrüberfahren und steigt, dem Brückenbogen folgend, in die Höhe. Jost dagegen versinkt in der Bahnunterführung und geht wieder eine Treppe hinauf, um sich mit seinem Zug zu treffen.“¹⁴

„KÖNIG VON GLEIS 4. Jost ist der König von Gleis 4. Er steht auf einer Wartebank, die Krone aus Stoff über die Ohren gezogen, der Kälte wegen. Er überblickt sein Reich. Im Westen bis zur Treppe in die Unterführung zu Gleis 3, im Osten bis zum Masten mit den Spanngewichten für die Oberleitung. Sein Bahnsteig ist zum Teil überdacht. Er duldet den Zugansager vom Bahnpersonal, der seine Baracke zwischen den beiden Treppen zur Zentralunterführung errichtet hat. Er erteilt dem Betrunkenen auf der Bank im Windschutz die Aufenthaltserlaubnis für eine Nacht. Er stellt den durchfahrenden Zügen Transit-Visa aus. Er blickt ihnen hinterher bis sie in der langgezogenen Kurve am Stadion verschwinden. Jost kennt viele der Menschen, die hier stehen und warten. Es sind zu einer bestimmten Uhrzeit immer dieselben. Er sieht sie im Winter frierend und im Sommer schwitzend in die Backröhren der Wagons steigen. Jost reist mit ihnen durch die Jahreszeiten. Es ist ein teilnahmsloses Teilen von Zeit.

Jost sitzt im Zug. Am liebsten sitzt er am Fenster. Ob in oder gegen die Fahrtrichtung ist ihm egal. Er kennt alles, was vom Zug aus zu sehen ist. Im Winter wird der eine Fuß warm, der auf der Heizung steht. Jost liebt die Fahrpläne und dass die Züge zu ihm an den Bahnsteig kommen, meistens zu den erwarteten Zeiten. Das bereitet ihm ein Gefühl des Wohlbehagens. Er öffnet das Fenster mit beiden Händen. Das geht nur im Stehen. Nun zieht der Rauch hinaus. Er hat den Aufkleber schon oft gelesen und liest ihn wieder:

Nicht hinauslehnen, E'pericoloso sporgersi.

Auch die Zeitungen seines jeweiligen Gegenübers liest er, solange es eben geht. Er beobachtet Menschen, die aus dem Fenster schauen und deren Blicke, an wechselnden Dingen haftend, dahin zucken. Jost spricht mit niemandem. Seinen Nebenplatz überlässt er Mitreisenden nur, wenn es unbedingt nötig wird.

Jost weiß, wann es Zeit ist, den Mantel anzuziehen, den Reißverschluss des Rucksacks zu schließen, sich an die Tür zu stellen. Er kennt den Moment, in dem der Zug so langsam ist, dass die Tür sich mit einer schwungvollen Hebelrotation öffnen lässt. Wenn Jost die Tür öffnet und aussteigt, sieht er nicht mehr zurück.“¹⁴

„VIELLEICHT JELENA. Jost trifft morgens meist eine Frau im Steh-Café und ist ein wenig traurig, wenn sie nicht kommt. Sie trägt jedes Mal andere Leggings, mal bunte, mal graue. Und sie trägt immer Stiefel mit einem Rand aus Pelz. Sie trägt auch manchmal einen roséfarbenen Mantel mit Pelz am Kragen, und selten auch einen grauen Mantel mit Pelz an der Kapuze. Ihre Haare sind wohl brünett, jedoch blond gefärbt. Große goldene oder silberne Metallscheiben hängen ihr oft an den Ohren. Sie hat immer einen Korb dabei, in den sie Brötchen verstaut. Jost glaubt, dass sie vielleicht Jelena heißt, aber er weiß es natürlich nicht. Der Zug fährt immer ganz genau dahin, wohin ich will, wenn ich zur richtigen Zeit am richtigen Gleis stehe.“¹⁴

„HIMMEL ÜBER BERLIN. Jost geht über den Bahnhofsvorplatz. Er ist in Gedanken versunken. Die Richtungspfeile auf dem Asphalt führen ihn ganz unbewusst. Der gleiche Weg wie sonst. Alles bekannt. Er stellt sich vor, die Erde mit seinen Schritten weg zu schieben, nach hinten, nach Osten. Das entspricht der natürlichen Drehung, denkt er, und wird kein Aufsehen erregen. Die Anstrengung bleibt trotzdem beachtlich. Jost weiß noch immer, wann die Züge fahren und auch wohin, nur ist ihm das egal. Dass er es weiß ist für uns

immerhin beruhigend. Die Turmuhr geht nach. Sie zeigt halb vier. Jost zündet sich eine Zigarette an. Er saugt an ihr und lässt das Feuerzeug mit zitternden Fingern in die Hosentasche gleiten. Als er aufblickt, steht der Bus vor ihm. Zischend öffnet sich die Doppeltür. Jost hebt den Rucksack auf und will beim Einsteigen die Zigarette in den Rinnstein fallen lassen, doch die will das nicht. Beim Entreißen klebt ein blutiges Stück Lippenhaut am Papier.

Jost sitzt auf der Viererbank, zwei Sitze in Fahrtrichtung, zwei dagegen. Er hält die Augen geschlossen, versucht, sich vorzustellen, wo der Bus nun gerade ist. Das Schaukeln, das Beschleunigen und Bremsen sagen ihm, hier und da und jetzt. Plötzlich bremst der Bus heftig. Jost öffnet die Augen. Hinter einem Linksabbieger ist unvermittelt ein Stau entstanden. Das Kind, das vor Jost gesessen hatte, ist vom Sitz gerutscht. Es steht auf und nimmt kauernnd wieder Platz, drückt seinen Kopf an die Scheibe und ist still. Jost sieht es eine Weile an, gedankenlos, nur mit den Augen. Er ist ruhig. Er ist wieder da. Ohne Mühe erhebt er sich und setzt sich neben das Kind. Es ist vielleicht sechs oder sieben Jahre alt, denkt Jost. Es hat eine Fahrkarte um den Hals. Hast du dir weh getan? Das Kind schüttelt zögernd den Kopf, beginnt aber trotzdem still zu weinen. Du hast dich erschrocken. Jost bleibt neben dem Kind sitzen bis er aussteigen muss, dann verabschiedet er sich. Das Kind hat sich beruhigt.

Wenn einmal nichts mehr zu tun ist, dann im Bus sitzen und Kinder beruhigen.“¹⁴

„FRÜHLINGSANFANG. Jost hebt den Kopf. Der Wind schiebt die Wolken vor der Sonne weg und wärmende Strahlen treffen sein rechtes Ohr.

Er bleibt stehen wie ein ertappter Schneemann, schiebt seinen linken Ärmel hoch, schaut auf die Armbanduhr und sagt laut und deutlich: "7. März 1993, 15.20 Uhr, Frühlingsanfang.“¹⁴

Liebe Sarah, vielen Dank.

Und vielen Dank auch an Sie, liebes Publikum, für Ihre Zeit und Ihre Aufmerksamkeit.

10.

Eine Anleitung zum Schreiben eigener Gedichte

Zerschneiden Sie eine beliebige Lebensmittelverpackung und setzen Sie dann die entstandenen Fragmente intuitiv wieder zusammen. Es entsteht ein sinnloser Text, der aber von der Leserin und dem Leser vor der je eigenen Erfahrungs- und Erinnerungsgeschichte neu mit Bedeutung aufgeladen werden kann.

dickflüssiger

*Beutel Je seine Gesundheit
immer Orangensaft seinen
milde
weitere bestimmt
Gesundheit. Konzentrat.
weitere empfindliche
Haut. wirken.
schmeckt. schützt und
Packung ist Stück die
Pflege die Flaschen Sorten.
mit länger gemixt Charakter
neue Kraft für Sorten.
pflegt Je jetzt
Nährschutz - wohl Kinder
froh - mir Lotion. und wie
Sorten. Flasche ein oder Wert.
ebenso mit
Sein aus Pur lässt
macht Versch. und Flasche Oh
Erwachsene Das Je Flasche
und Schluck¹⁵*

Bibliographische Angaben

- ¹ ERSCH-GRUBER (Hrsg.), Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, Gleditsch Leipzig 1818-1889, Bandenteilung: Sektion 1, A - G, Band 75. Leipzig, Brockhaus, 1862, Gosa - Gott, S. 447
- ² (wörtliche Rede aus dem unterstützenden Ensemble)
Christiane, Gina, Sarah
- ³ GESCHICHTE DES PUBLIKUMS, Hofmann&Lindholm, Deutschlandradio Kultur, 2008
- ⁴ Tom Braun, Theaterwissenschaftler und Theaterpädagoge im Rahmen der 2. Fachtagung des BDAT, 2005
- ⁵ (wörtliche Rede aus dem unterstützenden Ensemble)
Andrea
- ⁶ Thomas Faupel, Grundlagentexte Teil 3, 2009
- ⁷ VIER LETZTE LIEDER, Nirav Christophe, SWF/SR 1994
- ⁸ (wörtliche Rede aus dem unterstützenden Ensemble)
Christiane
- ⁹ FLUTBRÜCKEN, Hubert Janek, Eigenverlag 2014, S. 3, 11, 15, 20, 24, 99
- ¹⁰ Klappentext von Tina Stroheker zu FLUTBRÜCKEN, S. 11
- ¹¹ DER HIMMEL ÜBER BERLIN, Wenders / Handke aus dem Presstext, 1987
- ¹² ALLES KURZ UND KLEIN, Uli Becker, Haffmans Verlag Zürich 1990, S. 7, 9, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 21, 22, 23, 30, 36
- ¹³ GEBORGTES GLÜCK, William Trevor, Hrsg.: Hanns Zischler, 2008, aus dem Klappentext
- ¹⁴ GRAMSCHATZ, Hubert Janek, Eigenverlag 2015, S. 25, 26, 28, 41, 62 (Originaltitel: PELZ)
- ¹⁵ VOM ATEM DER MILCH, Hubert Janek, Eigenverlag 2015, S. 32

Anmerkungen

Lektorat: Luise Spahn, Germanistin

Informationen zu Inszenierungen und Büchern unter:
www.theaterfuereinjahr.de

Vita

Thomas Faupel wurde am 23. November 1957 in Schlitz/Hessen geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in der sehr ländlich geprägten Region Osthessen, die zu dieser Zeit in der Bundesrepublik Deutschland als Zonenrandgebiet eingestuft war.

Er absolvierte von 1974 bis 1977 eine Lehre zum Maschinenschlosser in Fulda. Von 1977 bis 1981 verbrachte er weitere Lehr- und Wanderjahre in Hessen und Baden-Württemberg. Er studierte von 1981 bis 1985 Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Heilpädagogik an der Fachhochschule in Fulda und lebte, nach Heirat und Umzug, von 1986 bis 2000 in Eislingen/Fils. In diesen Jahren arbeitete er als Sozial- und Heilpädagoge mit Menschen unterschiedlicher Handicaps, psychischer, geistiger oder körperlicher Art.

Seit 2000 lebt er mit seiner Familie in Salach und produziert seit 2004 als freier Theaterpädagoge Kunst- und Theaterprojekte unter dem Label *theaterfuereinjahr*. In den Jahren 2008/2009 studierte er ‚Grundlagen der Theaterpädagogik‘ im Externen-Studiengang an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg.

Mit dem autobiografischen Schreiben beschäftigt er sich seit 2007 und veröffentlicht seit 2012 Kurzgeschichten im Eigenverlag unter dem Pseudonym ‚Hubert Janek‘.

In der Edition *dergelbefluss* sind folgende Bände erschienen:

FLUTBRÜCKEN – Erste Erzählungen 2012 bis 2014

VOM ATEM DER MILCH – Abzweig Lyrik

GRAMSCHATZ – Weitere Erzählungen 2015 bis 2017

LAVENDELTREPPE – Mehr Erzählungen 2018 bis ... (in Arbeit)

Referenzen

Im Jahr 2008 wurde er von der Robert-Bosch-Stiftung für die Textperformance DER HANDSCHUH von Friedrich Schiller (mit Schülerinnen und Schülern der Schiller-Schule Eislingen) ausgezeichnet.

Im Jahr 2012 erhielt er den Kulturpreis der Stadt Göppingen zur Inszenierung DER KIRSCHGARTEN von Anton Tschechow (mit frei zusammengestellten Inklusions-Ensemble).

Im Jahr 2016 förderte das Kultusministerium BW seine Bühnen-Adaption des Comics DIE LUFTDICHTER GARAGE DES JERRY C. von Moebius (mit frei zusammengestellten Ensemble).

Im Jahr 2020 inszenierte er in dramaturgisch aufbereiteter und für die Bühne eingerichteter Fassung als Erstaufführung Auszüge aus dem Buch ERSTE ERDE EPOS von Raoul Schrott (mit frei zusammengestellten Ensemble).